Die drei Meister

Autor(en): **Steinmann, August**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **19 (1915)**

PDF erstellt am: **27.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-571653

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die drei Meister.

Nachdruck verboten.

Idyll von August Steinmann, St. Gallen

Es war zwischen Nachmittag und Abend eines schönen Maientages, und keine Wolke stand am Himmel. Ueber der kleinen Stadt Böllerburg wehten blaue Rauchfähnlein. Die Bürgerfrauen kochten das Abendmahl; eine jede tat es auf ihre Weise und wie es ihrem Stande geziemte. Während in der übrigen Welt die Turmuhren erst die fünfte Stunde verkündeten, rückte der Zeiger auf St. Servatius schon nahe der goldenen Sechs. Denn die Böllerburger haben eine eigene Zeitrechnung. „Unsere Stadt," pflegen sie zu sagen, „liegt auf der Grenze von West und Ost; wir müssen daher nach beiden Seiten gerecht sein." Deshalb, um ihrer Gerechtigkeit willen, zählen sie die Stunden des Morgens nach französischem Brauch, am Abend nach der Zeitberechnung des Ostens. So gewinnen sie des Morgens eine Stunde und beim Abendläuten eine und sind glücklich dabei.

Böllerburg liegt an einem kühn überwundenen Flusse. Schwer beladene Kornschiffe fahren bergwärts, große Flöße aus Tannenstämmen gleiten leicht und sorglos dem Meere zu. An schönen Sonntagen fahren hie und da breite Kähne vorüber; fröhliche Menschen winken aus den buntgeschmückten Schiffen; Böllerschüsse brechen sich an den Mauern der Stadt, und Blechmusiken spielen ein Vaterlandslied oder einen kräftigen Marsch. Vor Jahren war auch einmal die Kantonsregierung flußabwärts gefahren, und die Jungfrauen von Böllerburg hatten von der Brücke aus Blumen in den Kahn fallen lassen.

In der Mitte dieser Brücke steht seit alten Zeiten der heilige Servatius, kunstvoll aus rötlichem Sandstein gemeißelt. Er trägt eine vergoldete Mitra und reckt die Hand zum Gruße aus. Diese Hand ist hohl, und wenn es regnet, sammeln sich darin die Tropfen. Dann kommen die Schwalben und nehmen in der heiligen Hand ein Bad. Die Brücke führt zur einzigen Gasse der Stadt, und durch die Gasse steigt der Wanderer steil bergan zu einem großen Turm. In diesem saßen einst hochnasige Vögte, die schauten durch Schießscharten ins Land hinaus, oder sie warfen Würfel und tranken vom Zehntenwein, bis sie im Rausche umsanken. Sie waren größtenteils vornehme Herren und vermehrten während ihrer Amtszeit Geld und Ruhm, ganz so, wie es in einer löblichen Eidgenossenschaft der dreizehn alten Orte Sitte und Schuldigkeit gewesen ist. Seit den Tagen des großen Napoleon steht der Turm leer. Böllerburg war frei geworden durch das Mittel der französischen Revolution. Die Befreiung war ohne Blutvergießen gekommen, über Nacht und ohne Zutun der friedlichen Bürger. Diese lebten von jenem Freiheitsmorgen an guten Mutes als wackere Patrioten und Demokraten, wie es die neue Verfassung befohlen hatte. Sie zeugten einen Schlag, der heute noch treu das Erbe der Vorfahren verwaltet und Gerechtigkeit übt nach West und Ost, Süd und Nord.

Zu St. Servatius schlug der Zeithammer die sechste Stunde. Auf der Stube zur „Krone" erwachte darob Jakob Ziegel, ein alter Flaschnermeister. Er sah müde um sich, schupfte das Meisterkäpplein zurecht und sprach vor sich hin: „Hemm, hemm, ja, ja!" Dann versank er wieder in den Traum, dem er seit dem Mittagessen nachhing. Er träumte mit offenen Augen von einer Landstraße und von fernen Ländern. Er wanderte durch große Städte und schaute reiche Paläste. Reiche Frauen und schöne Jungfern in seidenen Kleidern schritten stolz und vornehm vorüber. Voitüren rollten die Straßen entlang, und auf grünen Hügeln standen weiße Marmorschlösser. Man könnte glauben, Meister Ziegel hätte Bilder aus der Wanderzeit geschaut. Nein, Ziegel war nie auf der Walz gewesen. Nach altem Böllerburgerbrauch hatte er in jungen Jahren des Vaters Werkstatt übernommen, eine Nachbarstochter geheiratet und nie andere Erde an den mit Rosen bestickten Schlarpen getragen denn solche, darauf Böllerburg steht. Aber Meister Ziegel hatte einst einen Gesellen, der war aus dem Mecklenburgischen, hatte ein gutes Stück Welt gesehen und wußte viel zu erzählen. Hungrig und mit wunden

Füßen war der Geselle seinerzeit nach langer Fahrt in Böllerburg liegen geblieben. Ziegel hatte ihn aus der Herberge in seine Werkstatt geholt und sich oft gefreut über des Fremden Fleiß und Anstand. Eines treulosen Mädchens wegen geriet der Geselle eines Tags von Sinnen. Er nahm sich im Fluß das Leben. Heute liegt er im Gottesacker zu St. Servatius begraben, und auf sein Grab schaut der Wetterhahn des Vogtturmes. Den Gockel hatte der Mecklenburger einst zur schwindlichten Höhe geschleppt und festgemacht. Auf dem Turmplatze standen die furchtsamen Bürger; sie lobten den seltsamen Burschen; die Mädchen und jungen Frauen beteten für ihn. Von dem Mecklenburger träumte Meister Ziegel seit drei Stunden. Er goß Wein auf den Traum, diesen noch schöner zu gestalten. Und zufrieden sahen die wasserblauen Aeuglein die vergangene Zeit.

Auf dem Ofenbänklein saß ein zweiter Böllerburger. Er trug ein grünes Schwabenhütlein und eine noch grünere Schürze. Es war Elias Aggeler, des Ortes einziger Glasermeister. Auch Elias saß in ererbter Werkstatt. Sein Weib, die schöne Hanna, hatte sie ihm in die Ehe gebracht. Elias selbst stammte aus einer Amtsfamilie. Sein Vater war weiland Schreiber und Ausrufer des Burgerrates gewesen und nach langer Dienstzeit, als er eines Tages an der Sonne saß und die Ausrufschelle putzte, plötzlich gestorben. Gerne erzählte man sich im Kreise der Aggeler von dem sanften Tode des Ahnherrn. Elias, der Sohn, hatte bereits die wichtigsten Ereignisse, die ein Böllerburger durchzumachen hat, hinter sich: Ehe, Kindbett und Rekrutendienst. Jetzt stand er in der Blüte der Jahre und hielt streng die Tradition seines Stammes. Er schaute tubakend dem Gesellen zu, kannte die Hosensäcke beinahe besser als das schöne Vaterland und schlief, weil er ein reines Gewissen hatte, ganz vorzüglich. Er erfüllte die Pflichten, die einem guten Bürger auferlegt werden, und hing mit Leib und Seele am Staate. Das bewiesen zum Beispiel die sorgfältig angerauchte Helvetia am Pfeifenkopf und das Kantonswäppchen am Wassersäcklein. Elias zahlte die Steuern erst dann, wenn der Weibel mit dem Pfandbot daherkam. In solchen Fällen pflegte Meister Aggeler zu seinem Weibe zu sagen: „Wo blieben die Sporteln für die Staatsbeamten, wenn wir dem Amte die Steuern aufdrängen wollten?“ Elias war ein guter Schütze, sang noch besser als er schoß, und keiner der Bürger konnte die Karten so gewandt und lustig schnalzend austeilen wie er. Er war in allen Dingen ein Tausendsassa und bei der Arbeit bedächtig. Deshalb stand er in großem Ansehen. Die Böllerburger hätten ihn gerne als Vertreter der Stadt in den Großen Rat gesandt. Da war Elias aufgestanden und hatte mit erhobener Rechter die politische Versammlung gefragt: „Wer würde euch die Karten so schnell und ohne Zeitverlust mischen, wenn ich in der Hauptstadt über neue Gesetze sprechen und nachdenken müßte? Wer sänge das hohe C, wenn ich im Dienste der Nation im Ratssaale säße?“ Die Böllerburger nickten und sahen ihren Unverstand ein. Aus Dankbarkeit sangen sie am selbigen Abend noch vor des Meisters Haus das schöne Lied; „Wir bleibens die Aaalten, schtooßt aan!“ An Eliasens Stelle wurde dann der Herr Pfarrer gewählt. Sieben Bürger hatten bei der Abstimmung zum Zeichen des Protestes leer eingelegt. „Er hat einmal gepredigt: Im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brot verdienen!“ sprachen sie. Und die sieben Männer gründeten im „Blauen Wind“ den Stammtisch der Opposition. Als sie sich in der Pinte niedergelassen hatten, war der Wirt zu ihnen getreten. Er schüttelte jedem der zornentbrannten Bürger die Hand und versicherte, daß er ganz ihrer Ansicht sei. Der Pfarrer habe sich nicht in bürgerliche Verhältnisse zu mischen; er, der Wirt, kümmere sich auch nicht um anderer Leute Privatsache, er würde sich schämen... Also sann Elias Aggeler seinem Lebenslauf nach. Es saß sich so weich auf der Ofenbank. Meister Ziegel sah hie und da zu ihm hinüber und tat jedesmal einen tiefen Seufzer. Und Elias zwinkerte mit schlaftrunkenen Augen und sprach zuweilen in schier schwermütiger Anwandlung: „So ist's, so ist's!“

Zwischen den beiden Bürgern summte eine Fliege die Kreuz und die Quer. Die seidenfeinen Flügel schillerten im

Sonnenlichte und teilten die tanzende Menge goldener Stäubchen. „Wie rauh ist das Schicksal," begann Ziegel; „schau diese Fliege an, mein werter Gesinnungsgenosse. Sie freut sich des Lebens, solang noch das Lämpchen glüht, wie es im Liede so schön heißt. Aber es wird ein Tag kommen, da legt sie sich in die Sonne, zu sterben. Oder es macht sich ein Spatz ihrer anheischig und frißt sie."

„So ist's, so ist's," antwortete Elias und streichelte lieb die Mutter Helvetia auf dem Pfeifenkopfe. Das war die kleine Philosophie der Ackerbürger der Stadt am Fluß.

Etwas abseits saß ein Dritter, der letzte Sprosse eines alten Geschlechts, ein junger Mensch. Er schaute durch ein grünumsponnenes Fenster auf den Marktplatz hinunter. Dort stand der alte Brunnen; aus kunstvoll geschmiedeten Röhren sprudelte die dienstbare Quelle. Die kleinen Wellen blitzten in der Abendsonne und tanzten Ringelreihen im großen Becken. Hinter dem Brunnenstock erhob sich eine schlanke junge Tanne; daran hingen bunte Bänder, Lebkuchenherzen und knusperige Bretzeln. Das war der Pfingstbaum, darunter das junge Volk getanzt hatte. Ein warmer, heller Tag war's gewesen, und von den Feldern her hatte der Gutwetterwind süßen Duft in die Gassen geweht. Auf dem Brunnenrande spielten drei Musikanten aus einem befreundeten Nest Geige, Handorgel und Klarinette. Und die Mädchen drehten sich, als würde das Tanzen noch vor Morgen verboten. Es war ein Kind unter ihnen, schöner als alle andern und sauber wie eine weiße Taube. Das hatte sich der junge Bursche gekürt, und er tanzte mit ihm besonders sanft, tat gar manierlich und hielt es, als wäre das Jungferchen aus feinstem Porzellan, als wären die Löcklein über den Schläfen noch zarter denn Spinnweb am Rosenbusch. Aber das Kind tanzte wie ein Hexlein, wild und ungestüm, und wenn es ausruhte und die Hände auf des Tänzers Schultern legte, sah Peter Boerlin — so hieß der Bursch — wie es in dem Hexenherzen stürmte. Er verliebte sich. Darüber dachte Peter heute nach. Er war ein schlanker Knab und trug ein Käpplein, das er einst in der welschen Schweiz gekauft hatte und wie ein zweites, so vornehm und neuzeitlich, in Böllerburg nicht zu sehen war.

Jetzt streifte ein leiser Windhauch die Maitanne, und die Bänder flatterten, daß ein fröhliches Farbenspiel daraus ward. Es gibt nichts anderes, dachte Peter Boerlin, Leni muß meine Frau werden. Morgen will ich ihren Alten fragen, sonst weint das Lenchen und nimmt sich am Ende gar das Leben. „Ich stürze mich in den Fluß," hat es gejammert, „o, ich schlechtes, schlechtes Maitli!"

Peter zuckte zusammen. Ihm war, als flüsterte ihm das schöne Kind zu: „Peter, Peter! Heirate mich doch!" Und der Bursche rechnete: Wenn ich Vaters Geschäft übernehme, dann langt's zur ehrlichen Heirat. Aber dann bin ich gebunden und muß mein Leben lang am Schraubstock stehen und Gitter schmieden. Weit ist die Welt, und ich bin jung! Ich will einen Nagel in die Wand treiben, daran mein Felleisen und alle Wanderpläne hängen, will das Lenchen weiben und ein wackerer Meister werden! Das waren des jungen Boerlin gute Grundsätze. Und mit solchen waren ja die Lebenswege aller Böllerburger schön und dicht belegt.

„Hemm, hemm, ja, ja!" seufzte Meister Ziegel. Es war, als hätte er die Gedanken des von der Liebe bedrängten Mitbürgers erraten.

Da saß der Peter und war, ohne es zu wissen, ein echter Böllerburger geworden. Sie unterlagen alle der List ihrer Frauen und Mädchen, denn diese waren klug und schön; selten sah man eine Böllerburgerin, die mißgestaltet durchs Leben gehen mußte. Ihre Glieder waren von stattlichem Ebenmaß, und die Augen trugen den Glanz des Sommertages in sich, des Sommertages, der Frucht reifen läßt, die Kirschen, den Rosenapfel und das heilige Korn.

Peter hatte mit Lenchen Wein getrunken. Und wie das Kind das letzte zuckerbestreute Krämlein gegessen hatte, nahm es den Burschen bei der Hand: „Komm, Peter, wir wollen ins Korn!" Und sie waren eng aneinander zum Tor hinausgehuscht. Und unter der Linde bei der Feldkapelle hatte der Peter das

Mädchen geküßt. Die Nacht war lau, und im Mondschein wogten die Aehren. Aus Lenchens Mieder fielen die Tanzblumen. Weiß Gott, was aus diesen geworden — Es haben nachher zwei alte und sieben junge Feldmäuse daran ihre Freude gehabt.

Jetzt war es Tag; Peter Boerlin erlebte die lieblichen Stunden wieder. Während er also sann, stieg Leni vom Brunnen weg in ihre Kammer hinauf, weinte und lachte und drückte die Stirne ins geblümte Kissen. Endlich schlief das Kind ein, und die Tauben kamen um ihr Futter.

Peter wurde es leichter ums Herz. Er fügte sich der Wirklichkeit und bestellte ein Schöpplein Landwein. Meister Ziegel wandte sich nach Boerlin und sprach: „Wirst wohl bald heiraten, Peter? Bist Rekrut gewesen, und dein Alter hat müde Hände. Dumm bist auch nicht, und zum Meister hast das Zeug!"

„Eile hat Weile ..." antwortete der Bursch. „Hemm, hemm, ja, ja," fiel Ziegel ein; „hast zu Pfingsten wacker getanzt mit der Leni!"

„Deswegen brauch ich sie nicht heut schon zu heiraten," erwiderte Peter.

„So ist's, so ist's!" kam es vom Ofenbänklein. Aggeler hatte gesprochen. Ziegel und Boerlin sahen zu diesem hinüber. „Oder ist's anders, daß ihr so schaut?" fragte Elias.

Peter blickte zu Boden; er war purpurrot geworden.

„Da sitzen wir und glotzen einander an," nahm Meister Ziegel das Wort. „Sind wir nicht aus altem Geschlecht? Bei Gott! Gutgeratene Nachkommen, Bürger einer ehrbaren Stadt. Handwerk hat goldenen Boden, und wer sich dabei einzurichten und den lieblichen Mittelweg zu gehen weiß, dem verschlägt's nicht. Wir sind Gesinnungsfreunde und haben schon manche lehrreiche und köstliche Stunde verlebt. Vom Vaterlande haben wir gesprochen und vom Lauf der Zeit; auch in der Politik sind wir bewandert. Pflegt nicht ein jeder von uns seine Kunst? Du, Elias, singst wie ein Operist und spielst das Klavier; du, Peter, schmiedest aus Eisen kunstvolle Rosen und Blätter, und ich verstehe nicht wenig von der Poesei ... Draußen in großen Städten lebt eine große, müde Welt. Die Menschen sind wohl reicher, doch nicht zufriedener denn wir. Wie sagt der Dichter? ‚Raum ist in der kleinsten Hütte für ein glücklich liebend Paar!' Peterli, Peterli, deines Vaters Haus ist just nicht groß; aber es hat doch ein Weib Platz darinnen, und in der Stube läßt sich das Wiegenseil wohl spannen."

„Werte Mitbürger," begann Elias Aggeler, „weil wir so einträchtig beisammen sitzen und von hohen Idealen sprechen, sei diese Stunde der holden Musica geweiht. Du, Meister Jakob, spielst die Handharmonika, du, Peter, streichst das Geiglein!"

Elias hatte sich an das alte Klavier gesetzt. Sein Lehrmeister war ein alter Schauspieler gewesen, den eine einsame Welle in dem Städtchen abgesetzt hatte. Peter hatte im Welschen das Geigenspiel gelernt, und Meister Ziegel war des unglücklichen Gesellen Schüler gewesen. Seither verstand er die Kunst des Handorgelns. Er nahm jetzt sein Instrument vom Klavier, und Peter setzte die Geige an, die einer der Pfingstmusikanten dem Kronenwirt an Zahlungsstatt hinterlassen hatte. In der Handorgel erwachte ein tiefer, voller Akkord; auch die Violine ließ sich hören; das Klavier gab den Ton an. Es begann jenes Frag- und Antwortspiel, das jedem gemeinsamen Musizieren vorangeht. Der Geiger nickte, Ziegel füllte die Harmonika mit Luft, Elias warf den Kopf stolz in den Nacken: das Stück begann.

Kleinstädter haben von jeher viel Sinn für Musik gehabt. Weil sie durch nichts abgelenkt werden, spielen sie mit jenem natürlichen Gefühl, das einem ins Herz steigt und zufrieden werden läßt.

Ein jeder der drei Musikanten sah auf einmal sein Dasein in rosigem Lichte. Es legte sich in das Tanzstück ein fröhlicher Takt. Meister Elias schmunzelte vergnügt. Peter dachte an Lenchen und den schönen Lindenbaum. Elias sah vor sich eine große Festwiese, auf der die Patrioten auf- und niederwallten. Er sah des Landes Banner wehen und aufrecht einhergehende Republikaner lorbeergeschmückt vorüberziehen, einen Zug,

Joh. Jakob Sperli, Vater (1770—1841) und Sohn (1815—1868). Zürcher Kantonal-Militär (um 1830).

aus dem Fahnen ragen und Gewehrläufe blitzen, Männer mit dem Becher in der Hand oder sonst einem nützlichen Gegenstand, den sie herausgeschossen. Je tiefer sich die Spielenden in ihre Gedanken hineinlebten, umso inniger klang die Melodei. Allmählich erstarkten die Töne, jagten sich endlich in wilder Hast, überholten sich, und also schloß ein aufjauchzender Akkord das Stück.

Die Musikanten sahen einander zufrieden an. Ein jeder hatte seine Pflicht getan, und die Leute, die sich auf dem Marktplatz versammelt hatten, rühmten die drei Meister. Die Mädchen sahen verschämt zu den Burschen hinüber, die Alten freuten sich. Da drängte sich der alte Uhrenmacher Daniel Züst hervor und sprach mit dünnem Stimmlein: „Jetzt kann ich ruhig sterben, da ich weiß, daß ein Junger für mich die Geige spielt, und dazu noch so schön!" In der Kronenstube stießen die drei Meister an. Sie drückten sich die Hand und waren sich bewußt, wahrhaftige Böllerburger zu sein.

Mit diesem Gedanken schieden die drei. Meister Jakob Ziegel schlurfte die Gasse hinunter, Meister Elias Aggeler schritt mit erhobenem Haupte zum „Blauen Winde" hinüber; Peter Boerlin, der verliebte Rosenschmied, ging eigene Wege. Er schlich steile Treppen hinauf, öffnete eine kleine Giebelkammer, küßte Lenchen wach und flüsterte: „Komm unter die Linde, mein Schatz; morgen will ich Meister sein!" Leni flocht die Zöpfe zurecht und sprach: „Die Welt ist schön; ich liebe dich, und du liebst mich. Hörst du die Tauben? Sie sitzen vor dem Schlag; denn die Sonne sinkt hinter die Kornfelder."

Vom Stotterfritzchen.

Skizze von Felix Beran, Zürich. Nachdruck verboten.

„Tatata" sagte Fritzchen und sah ganz vergnügt dabei aus, obwohl er eigentlich etwas ganz anderes sagen wollte. Er hatte aber keine anderen Worte, er konnte nicht sprechen, wie das andere Kinder in seinem Alter wohl können, und er sagte immer nur „Tatata". Deshalb nannte man ihn das Stotterchen. Mama sagte es zärtlich, Papa manchmal ganz ärgerlich und die Kinder erst spöttisch; dann aber sagten es alle aus Gewohnheit und dachten nichts weiter bei dem Namen.

Ein paarmal war ein Herr Doktor dagewesen. Ein langer Herr Doktor mit schwarzem Rock und hohem weißem Kragen; dem mußte Lina immer gleich ein frisches Handtuch bringen, und dann hatte Fritzchen arg geschrieen, und es war wegen des Stotterns. Der Doktor meinte, es käme dann von selbst, daß Stotterchen sprechen lernte so wie andere Kinder, die so nett zu sagen wissen, was sie freut und was sie quält, und der Doktor kam nicht mehr wieder, und Fritzchen sagte „Tatata", gar nicht wie andere Kinder.

Er verstand alles, was man sagte, und versuchte wohl auch, es richtig nachzusprechen; es wurde aber nichts Verständliches. Stotterchen sagte nein mit dem Kopf, er nickte, und er deutete mit den Händchen, und mit etwas Liebe und Geduld wußten die Eltern doch, was sein „Tatata" jedesmal heißen mußte. Der Vater ging des Morgens in sein Amt, und nur des Mittags sah ihn das Bubchen oder dann Sonntags. Aber die Mutter! Die war immer da, und fast niemals überließ sie dem Mädchen die Sorge für den Kleinen. Sie verstand ihn doch am besten, und für sie sprach Stotterchen so klar und deutlich, daß es gar keinen Doktor gebraucht hätte. Aber Sorgen machte ihr die Zukunft. Wie sollte es in der Schule werden und im harten Leben, wenn Mutter nicht immer da sein konnte und verstehen und deuten.

Sie hatte noch zwei größere Kinder und hatte sie von Herzen lieb; aber diese gingen zur Schule, hatten ihre Kameraden und Aufgaben und Spiele, und wenn sie auch immer die Mutter brauchten, es war nicht so erkennbar, außer wenn das junge Herz mal einen Stoß erhalten hatte; dann sind ja alle Menschen so klein, wie sie noch nie waren, und brauchen Mutters Trostton. Fritzchen brauchte die Mutter immer, darum hatte sie ihn so ganz für sich und